

7 Grammatikalisierung

Grammatikalisierung stellt ein weiteres Argument gegen die von Wittgenstein proklamierte grammatische Willkür dar, wenn nicht sogar eines der stärksten. Dies ist deshalb der Fall, weil sich die bisher besprochenen Phänomene größtenteils auf das Lexikon und einige Teilgebiete der Grammatik wie syntaktische Ikonizität beschränkten, nicht jedoch das System der Grammatik an sich betrafen. Dass aber auch die Grammatik selbst gewissen nicht-willkürlichen Entwicklungen unterworfen ist, soll eingangs mit einigen sprachlichen Universalien aufgezeigt und in der Folge mit der Rahmentheorie der Grammatikalisierung argumentativ untermauert werden.

7.1 Grammatikalisierungsphänomene

Eine auffällige Eigenschaft vieler Sprachen ist, dass ihre Artikel oftmals über Zahlwörter gebildet werden, wie es im Deutschen auch der indirekte Artikel *ein* darstellt. Ähnliches gilt für den Zusammenhang vom Ausdruck von Inferenzen durch Zeit-bezogene Lexeme:

Cross-linguistic evidence shows that reason constructions are often derived from time constructions by means of pragmatic inferences: if two events are mentioned together as being simultaneous or adjacent in time they are often inferred to be causally related. [...] Reason clauses appear related to purpose clauses too: both provide an explanation for the occurrence of the main event. Many languages use for the two the same morphology.¹

Auch sind beispielsweise die englische Präposition *beside* im Vergleich zum Nomen *side*, sowie im Italienischen die Präposition *durante* ‚während‘ und das Verb *durare* ‚andauern‘ als Entwicklungen in grammatischere Regionen anzusehen, da Präpositionen geschlossene Gruppen sind, die Kasusfunktionen annehmen oder vor Nominalphrasen proklitisch werden. Dies kontrastiert mit rein lexikalischen Wortbildungsprozessen wie das englische Nomen *bottle* zum Verb *(to) bottle*. So oder so ist all diesen Beispielen gemein, dass für Paare, von denen es grammatische (Präpositionen) und lexikalischere (Nomina) Varianten gibt, im Falle der lexikalischeren durchaus auch Alternativen eingesetzt werden können,

¹Cristofaro 1998, S. 73.

wohingegen dies bei den grammatischeren nicht der Fall ist: Dem italienischen Beispiel folgend, bedeutet dies für das deutsche, dass der grammatische Marker für Gleichzeitigkeit *während* zwar einen durchaus wenig häufig benutzten Gegenpart als Verb hat (*währen*), für den aber Alternativen existieren, wie z.B. *andauern*. Für den grammatischen Marker gibt es diese Alternativen (potentiell in der Form von *dauernd*) jedoch nicht, er ist in der vorhandenen Form obligatorisch. In diesem Sinne kann der Prozess der Grammatikalisierung durchaus auch als Ritualisierung² bezeichnet werden, so dass „today’s morphology is yesterday’s syntax“³

Besonders deutlich wird der Fakt der Ritualisierung über die Beobachtung, dass die lexikalischen Quellen der Futura vieler Sprachen oftmals Verben der Bewegung (*kommen, gehen*), des Wünschens, des Könnens, sowie temporaler Adverbien und einiger besonderer Gruppen (*sein, werden*) sind. Gleichwohl sind sie nicht nur auf Futurkontakte beschränkt, sondern erstrecken sich auch auf andere Tempuskonstruktionen.⁴ Der Entwicklung von Futuren ist jedoch gemein, dass sie stets von zielgerichteten Bedeutungsfeldern ausgehen: „all modal and movement future sources begin with human agents and move from the expression of the intentions of that agent to the expression of prediction.“⁵

Hierfür muss zunächst zwischen primären und Aspekt-Futuren unterschieden werden: Während erstere sich aus Verben der Bewegung, oder Worten der Verpflichtung, der Möglichkeit oder des Wünschens sowie temporaler Adverbien entwickelten, stammen letztere von Aspektmarkern ab. Rein funktional lassen sich verschiedene Bereiche für die Anwendung von Futuren ausmachen:

Das einfache Futur bezieht sich auf die Voraussage eines Sprechers über eine Begebenheit, die nach dem Zeitpunkt der Äußerung eintreten wird. Hiervon abzugrenzen ist das direkte Futur, das Aussagen über in kurzer Zeit eintretende Situationen trifft. Zu differenzieren ist auch bezüglich der epistemischen Gewissheit von Aussagen über die Zukunft, also zwischen absoluter Gewissheit und Möglichkeiten im Sinne qualifizierter Voraussagen. Auch bestehen verschiedene Möglichkeiten zur Angabe des Zeitpunk-

²Vgl. Haiman 1994.

³Givón 1971, S. 413.

⁴Bybee/Perkins/Pagliuca 1994, S. 11.: „Constructions involving movement verbs, for example, are found to be the sources of markers not only of future, but also of pasts and progressives. Were we to limit our attention to the lexical stem, we would be able to offer nothing beyond an unenlightening list of the possible grams which verbs such as ‘go’ and ‘come’ could evolve into. [...] It is the entire construction, and not simply the lexical meaning of the stem, which is the precursor, and hence the source, of the grammatical meaning.“

⁵Ebd., S. 270.

tes selbst im Sinne definiten und indefiniten Futurs. An der letzten Kategorie, der erwarteten Zukunft, lässt sich besonders gut ablesen, dass sich die funktionale Unterscheidung aus der Tatsache speist, dass viele Sprachen verschiedene Kodierungsmöglichkeiten anhand der genannten Kategorien für die Markierung von Futur hervorgebracht haben. So betreffen Aussagen der erwarteten Zukunft bereits geplante oder wahrscheinliche Situationen in der nahen Zukunft, können aber durchaus mit Formen des Präsens markiert werden: *Ich nehme nachher den Bus.*⁶

Die lexikalischen Quellen der Futura sind, wie bereits erwähnt, Verben der Bewegung (*kommen, gehen*), des Wunschens, des Könnens, sowie temporaler Adverbien und einiger besonderer Gruppen (*sein, werden*). Bybee, Perkins und Pagliuca stellen die Hypothese auf, dass „all futures go through a stage of functioning to express the intention, first of the speaker, and later of the agent of a main verb.“⁷

Für aus Obligations- oder Wunschkontexten gebildete Futura würde die Entwicklung entsprechend entlang dem Kontinuum Wunsch > Bereitschaft⁸ > Intention > Voraussage gehen. Beispiele für derartige Anwendungsmöglichkeiten aus dem Tok Pisin Papua-Neuguineas und dem Englischen sind:

ju laik kilim pig ‚Du willst ein Schwein töten.‘

mi laik wokabaut ‚Ich werde gehen.‘

em i laik wokabaut ‚Er ist kurz davor zu gehen‘

I want to go now.

I will go now.

I'm sure he'll help you if you ask him.⁹

Noch fruchtbarer als die letztgenannte Gruppe von Verben sind für die Futurbildung jedoch Verba der Bewegung wie kommen und gehen. Diese starke Präferenz lässt sich über Ähnlichkeiten der semantischen Felder

⁶Dieses Beispiel wird jedoch nur ermöglicht durch den mit *nachher* lexikalisch markierten Futurkontext – ohne diese Markierung wäre die zukünftige Lesart gar nicht erst möglich.

⁷Bybee/Perkins/Pagliuca Jahr, S. 254.

⁸Respektive Verpflichtung im Falle der Obligation, wie das englische *shall*. Gleichwohl hängt es hier vom Grad der Verpflichtung ab, wie sehr eine Intention abgeleitet werden kann: Schwache Verpflichtungen stehen eher auf einer Stufe mit Empfehlungen, so dass Intentionen weniger schnell abgeleitet werden können.

⁹Bybee/Perkins/Pagliuca Jahr, S. 255. Besonders auffällig an den Sätzen des Tok Pisin ist die Verwendung des dem Englischen Wunsch- und Präferenzwortes *like* stark ähnelnden *laik*.

von Intentions- und Bewegungsworten im Sinne der bisher imperfectiven Bewegung auf ein Ziel hin, so dass zur Entwicklung von Futurmarkern lediglich die Grenze räumlicher Bewegung überschritten werden muss.

Gleichwohl darf bei der Diskussion dieser vereinzelten Beispiele nicht übersehen werden, dass nicht einfach nur eine lexikalische Einheit als Quelle für dann grammatisierte Bedeutungen fungiert, so dass – je nach Entwicklung – angeblich „one source concept can give rise to more than one grammatical category.“¹⁰ Wird der Fokus nämlich von der vereinzelten, rein lexikalischen Bedeutung auf die umfassende Konstruktion ausgeweitet, so erscheint diese vielmehr als die eigentliche Quelle für grammatische Bedeutungen. In diesem Sinne lassen sich auch zwei Zugangs- bzw. Lesarten von Grammatikalisierung ausmachen: Eine lexikalische, oder satzbasierte, sowie die diskursorientierte Methode. Erstere geht zurück auf Meillet, wonach es ein relativ eng beschränktes Phänomen darstellt, das sich auf die Entwicklung grammatischer Einheiten und Konstruktionen aus lexikalischen Einheiten beschränkt. Die sich auf Givón beziehende diskursorientierte Methode weitet den Fokus aus und betrachtet die Entwicklung grammatischer Strukturen im allgemeinen, wonach nicht nur lexikalische Einheiten als Quellen fungieren können, sondern auch Diskuseinheiten, deren einzelne Elemente den pragmatischen Vorgaben der übergeordneten Struktur untergeordnet werden.¹¹

7.2 Grammatikalisierung und Grammatik

Wird Grammatikalisierung also als ein Prozess verstanden, der (meist) Einheiten des Lexikons so weit tradiert, dass sie zu grammatischen Mar-

¹⁰Heine/Claudi/Hünnemeyer 1991, S. 338.

¹¹Ein definitorisches Problem ergibt dieser Ansatz in der trennscharfen Abgrenzung des Begriffes Diskurs, vgl. diesbezüglich ebd., S. 238. Gleichwohl lässt sich die Rolle pragmatischer Faktoren aufgrund der schieren Masse an unterstützenden empirischen Daten nicht leugnen.

kern werden,¹² stellt sich die Frage nach der Verbindung mit Grammatik und deren Beständigkeit:

Because there is no accepted definition of grammar, there can be no distinct process of grammaticalization. A wider view of grammaticalization demands a modification of our perspective on grammar, one which sees structure in language as intrinsically unfixed and unstable, in other words as emergent.¹³

So gewinnt der Grammatik-Begriff mit der Betrachtung von einem etwas weiteren Bezugsrahmen aus betrachtet ebenso eine gewisse Unschärfe, die sich durch die Entwicklung von Grammatik ergibt und damit die Frage aufwirft, inwieweit diese überhaupt als Fixum verstanden werden sollte:

Our definition of grammaticalization can only be as trustworthy as our apprehension of the notion of grammar. But the study of grammaticalization itself has revealed no clear boundaries to the concept of grammar. Rather, grammatical phenomena have fuzzy borders and are always changing. Grammar itself is the product of linguists' reflection on language, and thus represents a consensus about appropriate objects of inquiry rather a sharply delineated, definable entity. It is not surprising that there should be disagreement as to where to draw the lines between various pairs of linguistic notions such as morphologization and lexicalization, grammaticalization and morphologization, and so on.¹⁴

Dass mit dieser Beobachtung jedoch nicht alles verloren ist, soll mit der folgenden Analyse einzelner, für Grammatikalisierung notwendiger Prozesse sowie der Unidirektionalitätsthese gezeigt werden. Letztere würde

¹²Eine feinere Aufschlüsselung – insbesondere für das Ausmachen früher Phasen – bietet Christofaro, und sieht dabei weitere Faktoren vor: „Grammaticalization basically involves a shift from full lexical categories to secondary relational categories (decatégorization). Initial stages are usually characterized by the emergence of alternative strategies to code the same functional domain (layering); these strategies may initially display quite specific semantic nuances, but, as grammaticalization takes place, the range of semantic choices narrows and the selected items take up a general grammaticalized meaning (specialization). Source items may coexist with their grammaticalized outcomes (divergence), and the meaning of the former may influence the distribution of the latter (persistence).“ Cristofaro 1998, S. 78. Entscheidend ist hierbei, dass diese Phänomene allesamt allgemeine Begleiterscheinungen von Sprachwandel sind und keineswegs Grammatikalisierung als solche zweifelsfrei identifizieren können. Vielmehr weisen sie ihren heuristischen Wert in der Kombination als Hinweis auf mögliche Grammatikalisierungsprozesse aus.

¹³Hopper 1998b, S. 148.

¹⁴Ramat/Hopper 1998, S. 4.

zumindest sichern, dass die Entwicklung dieser Phänomene stets in die Richtung der Grammatik geht. Diese Beobachtung ließe sich alsdann auch in die andere Richtung treiben und Aussagen über frühere Sprachformen zulassen, wie sie schon in Ausführungen zur Protosprache anklingen:

Languages in the historically non-reconstructible past may have been different – in a systematic way – from present-day languages. We have proposed particular sequences of the evolution of grammatical structures which enable us to reconstruct earlier stages of human languages [...]. [S]uch evolutions lead in a principled way from concrete lexical items to abstract morphosyntactic forms. [This] suggests, on the one hand, that grammatical forms such as case inflections or agreement and voice markers did not fall from heaven; rather they can be shown to be the result of gradual evolutions. Much more importantly, [this] also suggests that at the earliest conceivable stage, human language(s) might have lacked grammatical forms such as case inflections, agreement, voice markers, etc. so that there might have existed only two types of linguistic entities: one denoting thing-like time stable entities (i.e. nouns), and another one for non-time stable concepts such as events (i.e. verbs).¹⁵

7.3 Grammatikalisierungsprozesse

Grammatikalisierung beginnt mit einer semantischen Veränderung eines Zeichens und der sie begleitenden kognitiven Prozesse, etwa metonymischer (als syntaktisch-konversationsgebundene) und metaphorischer (als pragmatisch-konventioneller) Inferenz. Zudem gehen semantische, phonologische, pragmatische und morphosyntaktische Veränderungen im Grammatikalisierungsprozess für gewöhnlich Hand in Hand. Besonders eindrücklich verdeutlicht dies der Fall der Negation im Französischen, wo das Wort für Schritt, *pas*, sich auch als Negationsmarker findet. Während die ursprüngliche Lesart im Sinne von *Schritt* in Verbindung mit der traditionellen Negationsform *ne* in bestimmten Kontexten wie *il ne vas pas* durchaus emphatisch als *Er geht keinen Schritt* gelesen werden konnte, ist *pas* im heutigen Französisch bereits so weit semantisch ausgebleicht, dass es als einziger Negationsmarker fungieren kann. So kommt in gesprochener Sprache also schlichtweg *il va pas* ohne *ne* zum Einsatz – die Konnotation

¹⁵Heine/Kuteva 2002, S. 394.

von *Schritt* ist natürlich nicht mehr gegeben, da sich die Einsatzbereiche von *pas* auf sämtliche Formen der Negation ausgeweitet hat. Die folgenden Unterabschnitte untersuchen die in diesem Wandel ablaufenden Prozesse näher.

Reanalyse

Reanalyse ist vor allem ein Prozess, der die Umformulierung semantischer und syntaktischer Beziehungen bei gleichbleibender Oberflächenstruktur bezeichnet, so dass zwar das Wort das gleiche bleibt, sich die Bedeutung aber verändert. Besonders deutlich wird die Reanalyse von Strukturen, wenn diese etwa verschmelzen, wie es im Englisch bei *going to* zu *gonna* und *let us* zu *lets* geschieht. Dass hier echte Bedeutungsunterschiede bestehen, zeigt sich schon an der Gegenüberstellung der Möglichkeiten lokativer Lesarten des *going to*: *We're going to London./*We're gonna London.*

Das französische Flexionsfutur ist ein Beispiel für Reanalyse im morphologischen Bereich: Ausgehend vom Latein lassen sich dort als synthetischer Sprache und entsprechend freier Wortstellung zwei Möglichkeiten zum Ausdruck des Futurs feststellen, eine synthetische und eine periphrastische: *cantabo* koexistiert neben *haec cantare habeo*, wobei sich das Futur der romanischen Sprachen aus der letzteren Form entwickelt. *Habere* war ursprünglich jedoch semantisch nicht mit rein possessiver Bedeutung belegt, sondern drückte vor allem Verpflichtung (und damit Nähe zu Futurkontexten) aus: *Aedem habuit tuendam, Er hatte sich um ein Haus zu kümmern.* Die nächste Entwicklungsstufe sieht einen Wechsel von Gerundium zum Infinitiv und Veränderungen in der Wortstellung vor. Die eigentliche Reanalyse besteht in der Folge aus einem Konglomerat von Fusion über Morphemgrenzen hinweg, phonologischer Reduktion und semantischer Neuauswertung.

Ein noch im Vollzug befindlicher Fall von Grammatikalisierung stellt die Verneinung englischer Hilfsverben dar: Im Altenglischen wurden alle Verben und Vorgänger der heutigen Hilfsverben durch Voranstellung von *ne* verneint. *Ne wille* → *nille*, *ne woes* → *noes*. Im Mittelenglischen entwickelte sich ein neuer Negationsmarker *not* aus *na wight, ,no thing'* bzw. *,kein Ding'*. Kamen im 16. Jahrhundert Vollverben in die Gruppe der Hilfsverben hinzu, sah das 18. Jahrhundert eine Obligatorisierung von *do* und *did* in Fragen und Verneinungssätzen. Dass die Entwicklung noch immer anhält, lässt sich daran ablesen, dass Quasi-Modale wie *dare to, need to* oder *ought to* in Fragen und Verneinungen nicht von *do* un-

terstützt werden müssen.¹⁶ Ähnliche Reanalyse-Prozesse zeigen sich auch beim englischen *going-to-Futur*, welches zwar durchaus noch lokative Lesart im Sinne von *I am going to London* aufweist, jedoch längst nicht mehr prototypische Begleiter für die Bedeutung des Gehens benötigt, wie etwa einen Agens und eine Richtung – dies zeigt sich in der Einsetzung eines Dummy-Subjekts und vollkommen ausgebleichter lokativer Lesart in *It is going to rain*.

Es darf hierbei jedoch nicht vergessen werden, dass Reanalyse weder ein notwendiges noch ein hinreichendes Kriterium für Grammatikalisierung ist. So sind zwar viele Reanalyse-Fälle auch Fälle von Grammatikalisierung und begleiten diese, doch während im Englischen etwa im Bereich der Wortbildung das Derivativ-Morphem *-hood* einen Fall von Grammatikalisierung darstellt, ist die Verbindung freier Morpheme, etwa von *fish* und *wife* zu *fishwife* ein Fall von Lexikalisierung, d.h. Reanalyse ohne Grammatikalisierung. Grammatikalisierung kann also zwar von Reanalyseprozessen begleitet werden, doch führt die Reanalyse nicht notwendigerweise seinerseits zu Grammatikalisierung.

Die Bedeutung dieser Prozesse für Wittgenstein liegt nun aber genau darin, dass zum einen die Bedeutungsveränderungen keineswegs willkürlich ablaufen, sondern im Sinne der unten näher beschriebenen Unidirektionalität stets von lexikalischen zu grammatischen Einheiten vollzogen werden. Darüber hinaus stellt dieser Prozess aber auch einen Problemlösungsmechanismus dar, wie er ähnlich schon in Kapitel 2 in der Diskussion der Metaphern anklang – indem nämlich bereits bestehende Ausdrücke genutzt werden, um etwas anderes auszudrücken. Dies bedeutet also, dass grammatische Strukturen durchaus motiviert sein können. Auch wenn der semantische Gehalt grammatisierter Lexeme ausbleicht, so lässt sich bei eingehender Analyse doch zeigen, dass Grammatik hier zumindest menschlicher Realität Rechenschaft bietet – gerade weil sich menschliche Grunderfahrungen zum Teil in Grammatik wieder finden, sei es als Körperteile wie in *We are ahead of schedule* oder *We are behind in paying our bills*, dem Wünschen im *will-Futur* oder der Bewegung im *going-to-Futur* bzw. der Französischen Negation. Wie (un-)willkürlich solche Entwicklungen sind, soll die Diskussion zur Unidirektionalität nachweisen.

¹⁶Vgl. Hopper/Traugott 2003, S. 81ff.

Unidirektionalität

Eine der wichtigsten Pfeiler der Grammatikalisierungstheorie ist Unidirektionalität. Grammatikalisierung wird als unidirektional und irreversibel angesehen: grammatische Morpheme entstehen aus Lexemen, so dass Grammatikalisierungsphänomene stets von großen, offenen Kategorien wie Nomen und Verben in kleinere, geschlossene Kategorien wie Pronomen, Konjunktionen, Demonstrativa oder Hilfsverben auftreten – nicht jedoch in umgekehrter Reihenfolge.¹⁷ Eine starke Lesart der Unidirektionalitätshypothese würde somit besagen, dass grammatische Formativa von lexikalischen Formativa abstammen. So müsste für viele Sprachen eine Proto-Sprache mit vollkommener Lexik und keinerlei Morphemen postuliert werden.

Zudem kann Grammatikalisierung auch im Sinne der Subjektivierung unidirektional sein: Der Bedeutungswandel vollzieht sich stets aus einem objektiven Referenzrahmen hin zu den Meinungen und Annahmen eines Sprechers.¹⁸ Diese Beobachtung lässt sich durch Inferenz erklären: Pragmatische Implikationen können in bestimmten Kontexten konventionalisiert werden. Ein klassisches Beispiel ist die Entwicklung des englischen *while*, heraus aus einem Nomen mit der Bedeutung „Zeit, Dauer“ hin zu einem Bindeglied, das zunächst eine Zeitrelation ausdrückte und schließlich zu einem Konzessivmarker wurde, der die Einschätzung des Sprechers zur Aussage beinhaltet.

In Bezug auf die Grammatikalisierungshierarchie sagt die Unidirektionalitätshypothese voraus, dass „once affixation has occurred, grams do not ordinarily detach themselves and assume a free form again, so that growing dependence on surrounding lexical material is not usually reversed.“¹⁹ Als Ausnahmen führen Bybee et. al. „a very rare case of change“ in irischen Pronomina an. Ramat hingegen sieht die Gegenbeispiele an als

rare, but not as rare as some scholars seem to assume. [...] Numerous instances of changes proceeding from grammar to the lexicon come from those grammatical morphemes that receive a new function as autonomous lexical items, such as English *ade* (from *lemonade* etc.) ‘fruit juice’, *teens* ‘age between thirteen and nineteen’, Italian *anta* ‘age from forty upwards’.²⁰

¹⁷Vgl. Hopper/Traugott 1993, S. 103-106.

¹⁸Vgl. Traugott/König 1991.

¹⁹Bybee/Perkins/Pagliuca 1994, S. 13.

²⁰Ramat 1998 in Hopper/Ramat, S. 115.

Genau an dieser Stelle stellt sich die Frage, ob es sich um Degrammatikalisierung im Sinne einer Bewegung entgegen der Grammatikalisierungshierarchie²¹ handelt oder aber um Lexikalisierung im Sinne einer einfachen Erweiterung des Lexikons.²² Es darf wohl mit Hopper und Traugott angenommen werden, dass solche Fälle eine verschwindend geringe Menge ausmachen und damit keine ernstlichen Probleme für die Grammatikalisierungstheorie darstellen.²³ Gleichwohl bestehen andere Problemfelder, die über die Diskussion von einzelnen Gegenbeispielen auch die methodologische Dimension der Theorie berühren:

Eine besondere Rolle nimmt hierbei der englische s-Genitiv ein, da er im Altenglischen (neben anderen) noch als Flexionsendung den Genitiv markierte, im Mittelenglischen schon die einzige Genitiv-Endung darstellte und im modernen Englisch schließlich als Enklise angesehen werden kann. Eine solche Entwicklung von Flexionsaffix zu Enklise geht jedoch den oben genannten morphosyntaktischen Entwicklungsstufen Hoppers und Traugotts entgegen. Da diese genau die entgegengesetzte Richtung vorsieht, könnte der englische s-Genitiv durchaus als Fall von Degrammatikalisierung gedeutet werden. Die Einschätzungen dieser Falles unterscheiden sich zwar, die argumentatorische Kraft dieses Gegenbeispieles zur Unidirektionalität kann aber insofern geschwächt werden, als dass der s-Genitiv sich nicht zu seiner vorherigen historischen Form zurückentwickelte, sondern neue Funktionen annahm.²⁴

Auch die bereits diskutierten Pidgin- und Kreolsprachen können Probleme für die Unidirektionalitätsthese darstellen: Wird Grammatikalisierung nämlich als sprachinterner Prozess angesehen, bleibt die Frage offen, wie externe Faktoren die Entwicklung grammatischer Formen beeinflussen können. Keesing²⁵ weist etwa auf Entwicklungen im Solomon-Pidgin hin, wo sich das aus dem Englischen entlehnte *fastaem* (von *first time*) zu einer räumlichen Metapher entwickelte, was der Voraussage der Metapherhierarchien von räumlich zu zeitlich entgegenläuft. Auch muss bedacht werden, dass selbst die Grundvoraussetzung, den Ursprung grammatischer Morpheme im Lexikon zu suchen, nicht immer eingehalten wird. Immerhin können diese selbst den Erklärungsstrukturen grammatischer Morpheme anheim fallen, wie etwa in der Zusammenführung des englischen *brotherhood* aus *brother* und *hood* (mit der ursprünglichen Bedeutung *hood* > ‘kind’, ‘quality’). Dass die Grenze zwischen rein lexikalisiertem und

²¹Vgl. Ramat 1992.

²²Hopper/Traugott 1993, S. 126ff.

²³Ebd.

²⁴Vgl. zur ausführlicheren Diskussion dieses Phänomens Rosenbach 2004.

²⁵Vgl. Keesing 1991, insbesondere S. 335.

rein grammatischem Prozess also nicht derart trennscharf ist wie für gewöhnlich angenommen, zeigt sich darüber hinaus auch am Spanischen *calmante* ‚Beruhigungsmittel‘, welches den verbalen Ursprung *calmar*, ‚beruhigen‘ hat und mit dem Partizipialmarker *-nte* verbunden wird, um ein komplett eigenständiges Nomen zu bilden.²⁶ Auch hier ist das Ergebnis kein Fall eindeutig lexikalischer Einheiten aus eindeutig grammatischen Prozessen.²⁷

In jedem Falle stellen Lexikalisierungen einen weiteren Prüfstein für den methodologischen Rahmen der Grammatikalisierungstheorie dar. Idiomatiche Wendungen sind die wohl besten Vertreter für Lexikalisierungsprozesse, da sie als syntaktische Komplexe ihre Teilbarkeit verlieren und als nicht weiter analysierbares Ganzes in das Lexikon eingehen. Mit Verweis auf den Eintrag *reading* im englischen Lexikon, das als *matter read or for reading* neben dem Verb *to read* steht und nicht mehr als dessen flektierte Form analysiert wird, sieht Cabrera entsprechend eine Entwicklung von Prozess zu Objekt – also in genau entgegengesetzter Richtung zur Grammatikalisierungshierarchie.²⁸ Gestützt durch weitere Beispiele aus dem Spanischen und Ungarischen zur Ausweitung von Objekt auf Person schlägt Cabrera folglich als Definition von Lexikalisierung all jene Prozesse vor, die eine Entwicklung entlang der Hierarchie

Qualität > Zeit > Raum > Prozess > Objekt > Person

durchmachen. Dass Lexikalisierung von der Syntax in das Lexikon hinein operiert, zeigt sich besonders eindrücklich an der Aufnahme von syntaktisch determinierten Wortgruppen wie die umgangssprachlichen Bezeichnungen für das die Blume Vergissmeinnicht:

- (1) Englisch
forget-me-not
- (2) Spanisch
no me olvides (nicht-mich-vergiss)
- (3) Holländisch
vergeet-mij-nietje

²⁶Dass das Spanische *-nte* nicht mehr als Partizip fungiert, lässt sich weiterhin ablesen an Beispielen wie *Viajante* ‚Kaufmann‘ (aus *viajar* ‚reisen‘), *cantante* ‚Sänger‘ (aus *cantar* ‚singen‘). Bedeutend für die Entwicklung ist hierbei, dass diese Beispiele – im Gegensatz zu *calmante* nicht mehr (auch) als Adjektiv benutzt werden können, sondern auf die Anwendung als Nomen beschränkt sind.

²⁷Vgl. Ramat/Hopper 1998, S. 2.

²⁸Vgl. Cabrera 1998, S. 214.

(4) Russisch

nezabudka (nicht-vergiss)

(5) Ungarisch

nefelejcs (nicht-vergiss)²⁹

Cabrera argumentiert, dass die definitorischen Probleme der Grammatikalisierungstheorie vielmehr daher röhren, dass es sich bei den angeblichen Gegenbeispielen und deren strittigen Status (ob Lexikalisierung oder Degrammatikalisierung) vielmehr um komplementäre Entwicklungen handelt:

In general it can be said that the grammaticalization of lexical elements is not reversible. The directionality issue should not be confined to grammaticalization only; it should be judged relevant to evolution of grammar in general. If that evolution was unidirectional and we considered only grammaticalization we would expect languages to become more and more grammaticalized. But that is not confirmed by the facts. Language evolution is, on the contrary, bidirectional and comprises both grammaticalization and lexicalization. In language change there is a constant movement from the lexicon to the syntax and the other way around. We do not observe languages gradually losing their lexicon and enriching their morphology and syntax. Nor do we observe languages gradually increasing their lexicon and losing their morphology and syntax. This means that language evolution is not exclusively a process of grammaticalization or lexicalization. Only the interaction of the two processes can produce the balanced results we observe in language evolution.³⁰

Für tatsächliche Ausnahmen bzw. Entwicklungen entgegen der Grammatikalisierungsrichtung schlägt Haspelmath nun den Begriff Antigrammatikalisierung als Umkehr von Grammatikalisierung vor: „A change that leads from the endpoint to the starting point of a potential Grammaticalization with intermediate stages.“³¹ In Anwendung auf die Hierarchie wäre also die Umkehrung von Morphologie über Syntax und Suffix zur Enklise hin möglich. Der springende Punkt in dieser Hierarchie sind die geforderten gleichen Voraussetzungen wie für das Ursprungsmodell, nämlich

²⁹Ebd., S. 217.

³⁰Ebd., S. 224.

³¹Haspelmath 2004, S. 27f.

eine graduelle Veränderung, fortgeführte Identität der Konstruktion und Vorkommnis in der Umgangssprache. Nur so können falsche Positive ausgeschlossen und ausschließlich wirkliche Ausnahmen eingefangen werden, die durch keine andere Theorie erklärt werden können. Dies bedeutet insbesondere, dass gerade nicht jedwede Entwicklung von Lexikon zu Grammatik ein Gegenbeispiel zur Grammatikalisierung, sondern vielmehr auch durch gänzlich andere Modelle hinreichend erklärt werden kann.

Fälle von Degrammatikalisierung, nicht jedoch Antigrammatikalisierung – und damit als valide Ausnahmen zur Regel – sieht Haspelmath in den folgenden Phänomenen als gegeben an: *Ism* leitet sich ursprünglich aus dem englischen Suffix *-ism* ab und kann mittlerweile alleinstehend als Nomen mit der Bedeutung *Doktrin mit der Endung -ismus* verwendet werden. Das Argument gegen die Anerkennung als Antigrammatikalisierung ist die auf der Hierarchie übersprungene Stufe der Klisis, da das Fehlen von Gradualität keinen echten Hinweis auf Antigrammatikalisierung darstellt. Ebenso wenig gilt dies im Falle des Deutschen *zig* im Sinne von *Dutzende, eine große Menge*, hergeleitet vom Numeralsuffix *-zig*. Die Reanalyse geht auch in diesem Fall ohne Zwischenstufen direkt vom Numeralsuffix- in den Zahlwortstatus über. Ein ebenso relativ häufig vorgebrachtes Beispiel für einen Wechsel grammatischer Einheiten in den Bereich des Lexikons ist *to up the ante*. Hierbei fungiert *up* mittlerweile nicht mehr nur als Adverb, sondern direkt als Vollverb. Wie unschwer zu erkennen ist, ist dies zunächst ein regulärer Wortbildungsprozess von Adverb zu Verb oder Nomen. Es bleibt die Frage bestehen, inwiefern dies als Entwicklung entgegen der Grammatikalisierungshierarchie angesehen werden kann. Immerhin lassen sich auch in diesem Falle keine graduellen Verschleifungen feststellen. Vielmehr wird *up* direkt übernommen. Ebenso fraglich ist der reine Verlust eines grammatischen Status wie im Falle von *to* in *tomorrow*, wenn also ehemals grammatische Elemente abschwächen und zu rein phonologischen Elementen werden.

7.4 Methodologische Entgegnungen

Auch wenn Haspelmaths Entgegnungen zu Detailfragen die Einzelbeispiele als nicht zutreffend kategorisieren mag, weil sie anderen Phänomenen zuzuzählen seien, bleibt ein wichtiger Kritikpunkt an dem gesamten Unterfangen der Grammatikalisierungstheorie bestehen. Dieser besteht in Campbells Fundamentalkritik, dass es sich bei dem mit Grammatikalisierung bezeichneten Phänomen schlichtweg um ein Derivat handele.³²

³²Vgl. Campbell 2001.

Dies bedeute aber nichts anderes, als dass es keinen eigenen, gesonderten Status habe und von anderen Prozessen und linguistischen Entwicklungen abhänge, welche völlig unabhängig davon existieren und Grammatikalisierungsphänomene ebenso gut erklären. Der eigentliche Wert des Begriffes könne damit weder theoretischer noch erklärender Natur sein. Vielmehr sei es ein heuristischer, indem es eine ganze Reihe von Phänomenen in seinen Blickwinkel aufnimmt.

Die grundlegende Kritik Campbells findet sich auch in der Besprechung der für Grammatikalisierung letztlich darin, dass die Unidirektionalität in Form des „>“-Zeichens bereits in die Definition von Grammatikalisierung eingebaut ist. Die Frage ist nur, ob dies nur als Hypothese oder als Axiom zu lesen sei. Als Axiom gelesen liesse die Definition nämlich gar keine Gegenargumente zu, diese lägen außerhalb des Wirkungsbereiches und könnten entsprechend ignoriert werden.

Ähnliches gilt für den Prozess des semantischen Ausbleichens, denn auch dieser ist bereits in die Definition des zu beschreibenden Sachverhaltes verwoben: Eine Entwicklung *lexikalisch* > *grammatisch* muss notwendigerweise Teile des Lexikons und damit auch der Semantik aufgeben. Verbunden mit dem Fakt, dass Grammatikalisierung auch ohne Ausbleichen einhergehen kann, können semantische Faktoren nur als Korrelat von Grammatikalisierungsprozessen, nicht jedoch als hinreichend oder notwendige Bedingung zur Diagnose angesehen werden. Analoges gilt für phonologische Verschleifungen: auch sie sind weder notwendig noch hinreichend für Grammatikalisierung, da sich auch Fälle ohne diese Phänomene finden lassen bzw. diese auch außerhalb des hier gesteckten Feldes auftreten.

Wie bereits ausgeführt, sind die Haupterklärungsmuster für Obligatorisierungsprozesse in den Argumenten zur Reanalyse und des semantischen Ausbleichens zu finden. Dabei sei selbst die Rolle der Reanalyse für die Grammatikalisierung umstritten: „Grammaticalization need not be accompanied by reanalysis.“³³ Hieraus folgt, dass „the theory has no explanatory value because what it claims to explain is explained already by other well-understood mechanisms which lie behind it and, as is generally agreed, it cannot ‘explain’ without appeal to these other mechanisms of change.“³⁴ Ohne die Möglichkeit, Entwicklungen vorherzusagen, bleibe die Theorie jedoch weitgehend nutzlos. Selbst mit schwacher Voraussagekraft bleibt die Theorie ein Derivat, da die Erklärungen weiterhin außerhalb des Modells lägen.

³³Heine/Reh, S. 219.

³⁴Campbell 2001, S. 151.

Gleichwohl räumt Campbell ein, dass „a final possibility concerning the limits of grammaticalization would be to understand grammaticalization as a cover term for a wide range of phenomena having common historical processes whose outcomes are grammatical forms.“³⁵ Gerade dieser Hinweis ist jedoch für die hier geführte Diskussion entscheidend. Selbst wenn all diese Phänomene hinreichend durch andere Prozesse beschrieben werden können, so liefert die Rahmentheorie der Grammatikalisierung doch ein brauchbares Vehikel, um dieses Konglomerat für das Aufkommen von Grammatik im Zuge von Obligatorisierungen mehr oder weniger umfassend zu umschreiben. Der heuristische Wert dieser Theorie mag also vorrangig nicht so sehr in dessen Kraft zur Vorhersage liegen, sondern in dem Vermögen, interdisziplinäre Brücken zu schlagen, die beispielsweise dem Philosophen verhelfen, effektiv für eine Grammatik „as frozen usage“ zu argumentieren.

7.5 Bedeutung für die Philosophie und Wittgenstein

Das Phänomen der Grammatikalisierung vermag der philosophischen Diskussion um das scheinbar arbiträre Regelfolgen in der Sprache schon deshalb wesentliche Impulse zu geben, weil es auf grammatischer Ebene eine ähnliche Beweiskraft für eine Verbindung zwischen Zeichen und Bezeichnetem aufweist wie die Ikonizität im Bereich der Morphologie. Weiterhin gibt der Begriffsrahmen der Sprachphilosophie die Möglichkeit, weit mehr und vor allem häufiges linguistisches Material in ihre Theorie zu inkorporieren, wie etwa Konjunktionen, Artikel oder Präpositionen.

Zwar liegt es nahe, der Theorie zumindest einen heuristischen Wert zuzusprechen, jedoch keinen theoretischen oder erklärenden, da sie nur den Fokus auf eine interessante Reihe von Phänomenen zieht. Gerade dieser heuristische Wert macht die Theorie aber für die Philosophie so fruchtbar. So lässt sich mit dem Konglomerat aus semantischer Ausbleichung, Obligatorisierung und Kohäsion zeigen, dass die grammatischen Systeme der Sprachen keine rein synchron-arbiträre Regelgebilde sind. Vielmehr gewinnt der Grammatikbegriff eine diachrone Seite, die vor allem durch menschliche Verarbeitungsprinzipien geprägt ist. Syntaktische und morphologische Regeln erfahren mithin einen Grad an Universalität, der den Wittgenstein'schen Grammatikbegriff der *Philosophischen Untersuchungen* dahingehend hinterfragt, ob die Sprachspieltheorie mit proklamierter Auswechselbarkeit der Regeln tatsächlich ausreicht, um menschliche Sprache hinreichend zu beschreiben.

³⁵Ramat/Hopper 1998, S. 8.

Darüber hinaus erscheint die etablierte Einteilung der von Wittgenstein vorgebrachten Argumente gegen grammatische Willkür in Form menschlicher und sozialer Grenzen im Lichte von Grammatikalisierungsphänomenen als problematisch, als dass es sich dabei um Prozesse handelt, die zwar jeweils von Verarbeitungsprinzipien (und damit von der menschlichen Komponente) geleitet sind, aber immer nur sozial auf der Ebene der Sprachgemeinschaft greifen.